

Nur Fremdenhasser und Profitjäger

Autor(en): **Reck, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 5: **Die Fremdarbeiterfrage**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kommentare und Berichte

NUR FREMDENHASSER UND PROFITJÄGER?

Wenn in einer mittelgrossen Schweizerstadt fünfhundert Leute zu einem Diskussionsabend zusammenströmen, wenn dann zweieinhalb Stunden lang die Voten einander ablösen, ohne dass der Gesprächsleiter je mit einer Ermunterung weiterhelfen muss, und wenn alle paar Minuten die Leidenschaften die Ordnung im Saal zu schleifen drohen, muss ganz und gar Ungewöhnliches zur Rede stehen. Was vor ein paar Wochen in Aarau zu erleben war, als das «Team 67» die Fremdarbeiterfrage und insbesondere das Volksbegehren der Gruppe um James Schwarzenbach öffentlich zur Debatte stellte, erinnerte an politische Veranstaltungen des Frontenfrühlings. Von der kühlen Meinungsäusserung bis zur Hasstirade nomadisierender Fremdenfresser war an diesem Abend jede Art von Diskussionsbeiträgen zu vernehmen. Man hätte die ganze Veranstaltung filmen und auf Tonband fixieren sollen, um demonstrativ erläutern zu können, wo wir uns hierzulande jetzt befinden: in einer für unsern Kleinstaat unheimlichen Scheidung der Geister. Krampfhaft Verdecktes und Beschwiegenes wurde jedem einsichtigen und aufmerksamen Teilnehmer dieser Veranstaltung unausweichlich klar. Er musste, wenn er es nicht zuvor schon gewusst hatte, zur Überzeugung kommen, dass die Fremdarbeiter-Problematik sich in unserer Bevölkerung völlig anders darstellt, als Presse, Radio und Fernsehen den Anschein kultivieren. Mit der tätigen Weltoffenheit vieler ist es ähnlich bestellt wie mit der politischen Auseinandersetzung: Wir preisen sie so gern, wie wir sie ungerne pflegen, sowie sich die Kosten der Selbstüberwindung herausstellen.

Es ist heute die groteske, aber mühelos erklärbare Lage zu konstatieren, dass sich – mit verschwindenden Ausnahmen – die

vereinigten Kommentatoren gegen das von der Gruppe Schwarzenbach lancierte Volksbegehren wenden und mit dieser fast vollkommenen Einhelligkeit die Vorstellung erwecken, im Grunde hätten die Bekämpfer dieser Initiative nichts zu befürchten, während man auf Schritt und Tritt angstvoll den Regungen von Xenophobie begegnet. Mit dem Begriff «Regungen» soll ein bestimmter Sachverhalt bezeichnet werden: Es gibt nicht viele direkte Bekundungen von Fremdenfeindlichkeit, aber gegenüber den ausländischen Arbeitern in zahlreichen Varianten den Ausdruck von Missfallen und Missbehagen. Dabei lässt sich der Hauptharst der Unzufriedenen präzise umschreiben; es sind Arbeiter und Angestellte, die am Arbeitsplatz und am Wohnsitz von Ausländern umgeben sind, sich nicht mehr daheim (und das will sagen: im Gängig-Vertrauten) fühlen und deshalb eine politische Konkretisierung der Abwehr wenn nicht öffentlich, so doch stillschweigend begrüssen. Näherliegend und mithin wichtiger als die Tatsache, dass auch sie zu den Nutzniessern dessen gehören, was das Ausländerheer in der Schweiz leistet, ist für sie das Ärgernis einer nach Sprache und Gehaben unvertrauten Umgebung. Die Inhaber der höhern Ränge in der Wirtschaft wiederum haben es mehr und vielfach sogar ausschliesslich mit den «Arbeitskräften» zu tun, leben mit andern Worten nicht in Hautnähe mit den Ausländern, und es versteht sich folglich von selbst, dass daraus eine andere Einstellung resultiert. Von ihnen aus kann das Volksbegehren der Gruppe Schwarzenbach nur als abstrus und gemeingefährlich qualifiziert werden.

Da die Urheber der «Überfremdungs»-Initiative II sich der Rückzugsmöglichkeit begeben haben, wird es zur Ab-

stimmung kommen, und die Aarauer Veranstaltung hat signalisiert, was zu erwarten steht, wenn wir uns nicht die Mühe nehmen, die Ausländerfrage in allen ihren Aspekten, dem menschlichen, dem politischen, dem wirtschaftlichen, mit vollkommener Offenheit zu erörtern. Es genügt nicht, das Volksbegehren als Unsinn abzutun, auch wenn es ein Unsinn ist; denn das Unbehagen – nicht zuletzt Resultat erschütternd provinzieller Erziehung – klammert sich ja nur an die einzige im Augenblick vorhandene Offerte, und es überdauert mithin auch eine mit Ach und Krach und gewaltigem Propagandaaufwand erledigte Initiative. Es gibt Gründe, und sie liegen nahe, den bevorstehenden Abstimmungskampf und seine Untergrundbewegungen zu ersorgen; aber der Aufmarsch an der Klagemauer führt zu nichts. Vernünftig

wäre allein, die Abstimmung über dieses Volksbegehren als Verpflichtung anzunehmen, ein schweizerisches Gespräch über die Bedingungen unserer Existenz in der heutigen Umwelt zu führen und damit der Sterilität einer Gegnerschaft zu entkommen, die Xenophobie auf der einen und Profitjägerei auf der andern Seite heisst. Gewiss, beides existiert, helvetisches Pfahlbürgerum und blanke Konjunkturritterei; aber damit sind nur die Extreme bezeichnet. Dazwischen steht für eine breite Schicht die Frage zur Lösung, in welchem Ausmass wir zur Integration fähig sind und wie gross unsere Bereitschaft dazu ist. Daran bemisst sich am Ende, was es heute mit der vielberufenen Willensnation Schweiz überhaupt noch auf sich hat.

Oskar Reck

INNENPOLITISCHE RUNDSCHAU

Lob der Festhütte

Es gehört heutzutage in wachsenden Kreisen zum guten Ton, die «Vereinsmeierei» des Schweizers ins Lächerliche zu ziehen und das ganze Drum und Dran der Stammtische, Fahnen und Feste kurzerhand in die Mottenkiste vergangener, ja abgestorbener Zeiten zu verweisen. Auch haben viele dieser Organisationen immer grössere Rekrutierungssorgen. Die Jugend zeigt immer weniger Neigung, sich auf solche Weise binden und integrieren zu lassen – ganz abgesehen davon, dass unsere «Freizeitgesellschaft» mit ihrer hochentwickelten Unterhaltungsindustrie und dem ständig zunehmenden Programmangebot der Massenmedien nicht unbedingt dazu angetan ist, besonders zur eigenen Betätigung etwa als Turner, Sänger oder Blechmusiker anzuspornen.

Mag auch mancher Zug unseres Vereinswesens tatsächlich veraltet und überlebt erscheinen, so ändert dies indessen nichts daran, daß hier Strukturen des ge-

gesellschaftlichen Lebens in Frage stehen, die in der Vergangenheit von beträchtlichem, öffentlichem Gewichte waren und für die trotz aller gesellschaftlichen Betriebbarkeit unserer Tage auch noch kein wirklicher Ersatz in Sicht ist. Wer sich etwas in der Geschichte unseres Bundesstaates umsieht, der wird zum Beispiel feststellen, dass die grossen eidgenössischen Vereine der Schützen, Turner und Sänger eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten, als es vor und nach 1848 darum ging, das bundesstaatliche Bewusstsein zu wecken und zu fördern.

Manche politische Entscheidung reifte nicht zuletzt an Vereinsabenden und Stammtischen langsam heran; mancher Sänger-, Turner- oder Schützentrass wurde zur Hausmacht politischer Führer. Und in ungezählten Situationen erwiesen sich diese Organisationen mit ihren selbstverständlichen sozialen und regionalen Querverbindungen als dauerhafte Stützen und Konstanten des öffentlichen Lebens. Vielleicht werden diese Dinge einmal ihren